

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 31 (1921)
Heft: 10

Artikel: Soziale Erziehung : 1. Teil
Autor: Wyss, Wilhelm von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-788834>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Soziale Erziehung.

Von Rektor Dr. Wilhelm v. Wyss, Zürich.

I.

In Amerika ist „soziale Erziehung“ bereits in einem Masse ein fest geprägter und allgemein verständlicher Begriff, wie sich das für Europa noch nicht sagen lässt. Dazu hat in hervorragender Weise ein vor etwa zwölf Jahren erschienenes Buch des Pädagogen Colin A. Scott¹⁾ beigetragen, das bei uns wohl kaum Beachtung gefunden hat. Da seine Ergebnisse von allen, die auf dem Gebiete der öffentlichen Erziehung tätig sind, gekannt und beherzigt werden sollten, mögen ihm die nachfolgenden Ausführungen gewidmet sein.²⁾

Eine Hilfsbereitschaft, die weit über die in Europa übliche hinausgeht, ist eine der charakteristischen Eigenschaften des amerikanischen Volkes, und es ist kein Wunder, dass die soziale Erziehung drüben früher als bei uns als Forderung aufgestellt wurde. Die Fähigkeit und Neigung des Amerikaners, mit Leuten aus ganz andern Verhältnissen brüderlich zusammenzuwirken, seine Energie, die auch vor den grössten Schwierigkeiten nicht zurückschreckt, wenn es gilt, andern zu helfen, erinnern fast an die Zeiten des Urchristentums.³⁾ Bei Scott tritt zu seiner Eignung als Amerikaner und als Pädagoge noch eine weitere hinzu, die es ihm erleichtert haben mag, seine Beobachtungen an den Kindern und die Schlüsse, die daraus zu ziehen sind, zu vertiefen. Er widmet sich in seinen Mussestunden mit schönem Erfolge der Malerei. Wenn der Pädagoge vor allem die Fähigkeit besitzen muss, intuitiv die bestimmenden Züge im Wesen des einzelnen Schülers zu erkennen und zu einem lebendigen Bilde zu gestalten, so wird eine gleichzeitige Begabung für bildende Kunst diese Kraft noch wesentlich zu steigern vermögen. Es bedarf aber tatsächlich solcher Kraft, um in genügendem Masse zu erkennen, wie unsere Klassen aus Ansamm lungen von Individuen zu sozialen Ganzen umzugestalten sind. Es ist von der allergrössten Bedeutung, dass das gelingt. Der Verfasser

¹⁾ Colin A. Scott: Social education, Ginn Boston (1908) 298 S.

²⁾ Die Grundlage für sie bilden neben dem Buche selber persönliche Beobachtungen, die der Referent vor zwei Jahren in amerikanischen Schulen machen konnte, und auch der Umstand, dass es ihm vergönnt war, Scott selbst kennen zu lernen. Er hat seine Eindrücke in einem Büchlein über „Amerikanisches Schulleben“ niedergelegt, das bei Sauerländer in Aarau erschienen ist.

³⁾ Es hängt das sicher noch direkt damit zusammen, dass seinerzeit die einzelnen Ansiedler, weil sie sich so stark auf sich selbst angewiesen sahen, Hilfe, die ihnen zuteil wurde, doppelt zu schätzen wussten und gerne vergalten.

sagt nicht zu viel, wenn er sich von der Lösung dieser Aufgabe einen tiefgehenden Einfluss auf die Lösung der sozialen Frage verspricht.

Die Erzieher früherer Zeiten gingen bei Aufstellung ihrer Forderungen von ihren eigenen Erfahrungen als Kinder und von den Beobachtungen an einzelnen jugendlichen Individuen aus. So Grosses durch ihre Arbeit erreicht worden ist, so hat man doch noch nicht genügend ermessen, wie viel sich durch die Förderung des einzelnen Schülers zugleich für seine Kameraden und für die Klasse als Ganzes erreichen lässt. Gewiss haben in neuester Zeit Gaudig für die geistige Arbeit auf oberen Schulstufen und Seidel und Kerschensteiner in Rücksicht auf die Bedeutung der Handarbeit Förderung wichtigster Art in dieser Richtung geboten, und es ist nicht ihre Schuld, wenn namentlich die Kostenfrage leider der Durchführung der Handarbeit so stark entgegensteht. Aber Scotts Buch hat nun für alle Schulstufen und für geistige und manuelle Fächer auf Grund zahlreicher Beobachtungen und Versuche von ihm selber und von anderen Gesichtspunkte aufgestellt, die sich als äusserst fruchtbar erweisen werden. Dabei haben die Hilfsbereitschaft und der Optimismus des Amerikaners sein Auge geschärft. Gewiss sind es mehr Gesichtspunkte als eine Methode oder eine Theorie, die er vertritt. Das betont er selbst sehr entschieden. Es sind Wegweiser, denen nun die folgen sollen, die glauben, dass sie in der rechten Richtung weisen.

Dabei wird man sich nicht durch den Gedanken abschrecken lassen dürfen, dass der Amerikaner auch mit der Schule viel experimentiert und oft Wege einschlägt, die mit Recht von einem Europäer ohne weiteres verworfen werden. Auch aus missglückten Versuchen können einem Gedanken kommen, die positiv weiterführen. Zudem tritt in Amerika, wo die Lehrer mangelhaft ausgebildet und schlecht bezahlt sind, in der Schule noch Manches offen zutage, was bei uns nicht, wie man meint, völlig verschwunden ist, wohl aber sich versteckt hält und im Stillen oft eine viel wichtige Rolle spielt, als der Lehrer meint. Die autoritäre Stellung, wie sie nun einmal, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, der Lehrer unvermeidlich bei uns hat, lässt auch berechtigte Wünsche und Klagen der Jugend nicht immer so zum Ausdruck kommen, wie es an sich zu begrüssen wäre. Die Folgen sind vielfach Schulmüdigkeit bei den Schülern, Unzufriedenheit bei den Eltern, Verdrossenheit beim Lehrer, der trotz aller Mühe, die er sich gibt, nur zu oft im Stillen das Gefühl hat, dass das Ergebnis dem Kraftaufwand nicht entspricht. So schwere Schattenseiten das amerikanische Schulwesen hat, so liegt für uns doch Grund

genug vor, nicht einfach die Nase darüber zu rümpfen, sondern es zu studieren. Gerade auf dem Gebiete, dem diese Ausführungen gelten, wird sich das als besonders erspriesslich erweisen.¹⁾

Wenn die Schule soziale Erziehung zu leisten hat, so gilt es vor allem festzustellen, welches ihr Verhältnis zur Gesellschaft ist. Da kommt bei Scott gleich mit aller Schärfe eine Forderung zum Ausdruck, die in Europa bis jetzt wohl nie in dieser Art aufgestellt worden ist: da die Schule die Jugend möglichst gut für ihre spätere Tätigkeit in der Gesellschaft vorzubereiten hat und da die Bedingungen, unter denen diese letztere steht, fortgesetzt wechseln, muss die Schule sich in die kommende Zeit hinein versetzen. Sie muss die Jugend nicht nur für die Gegenwart, sondern für eine Zukunft vorbereiten, wie sie sich erst im Geist und Herzen der Gesellschaft abzuzeichnen beginnt. „Die Schule ist mit dem Besten, was sie hat, eine Verheissung, wie jedes Kind im Mutterschosse eine Verheissung eines bessern und edlern Lebens ist.“ Darum muss sie aber auch eine gewisse Freiheit und Unabhängigkeit geniessen, und im weitern kann uns nicht die Psychologie genügend über das aufklären, was sie zu tun hat, sondern ebenso wichtig ist die Einsicht in das Wesen und die Bedürfnisse der Gesellschaft. Der Mensch ist, was er ist, nur als Glied der Gesellschaft. Immer setzen wir unser Handeln und Denken in Beziehung zu andern, selbst wenn wir allein sind. Der Einzelne ist auch nicht immer der selbe, sondern ein anderer in der Familie, ein anderer unter Freunden, ein anderer im Geschäftsleben. Die Schule ist von der Gesellschaft geschaffen worden, weil diese es in ihrem eigensten Interesse nicht zulässt, dass die Jugend ohne Bildung aufwächst. Anderseits hat die Entwicklung, die die Schule genommen hat, auch wieder die der Gesellschaft stark beeinflusst und gefördert. Nur weil die Schule es so weit gebracht hat, dass heute jeder lesen und schreiben kann, sind die modernen Verkehrsmittel: Post, Telegraph usw., die Verbreitung der Bildung, setzen wir hinzu, auch das allgemeine Stimmrecht und anderes, möglich geworden. So ist die Ursache zur Wirkung, die Wirkung aber auch wieder zur Ursache geworden.

Die Schule hat ihr eigenes Leben. Sie und der Lehrer vermitteln den Zwang, den die Gesellschaft auf die Jugend ausübt. Eine Disziplin ist nötig. Das hat nach zwei Richtungen tiefere Wirkungen, als

¹⁾ Ich habe, was hier kurz angedeutet ist, in meinem Büchlein eingehender ausgeführt. Dabei war es allerdings auch dort nicht meine Aufgabe, eine allgemeine Kritik des amerikanischen Schulwesens oder auch nur der höhern Schulen zu geben, denen ich besonders Zeit widmete, sondern die Punkte hervorzuheben, in denen Amerika nach meiner Überzeugung uns Anregung zu bieten vermag.

an sich wünschbar wäre. Einmal erschwert es dem Lehrer zu sehen, was er wirklich erreicht, d. h. ob die Ergebnisse, die er feststellt, lediglich dem Zwang zu verdanken sind, oder ob das Feuer, das er entzündet hat, auch nach der Schule weiterbrennt. Anderseits steht die Disziplin, allerdings mehr scheinbar als wirklich, einer Selbsttätigkeit und Selbstverantwortlichkeit der Schüler entgegen. Diese aber muss früh einsetzen, wenn die Schüler für ihre künftige Stellung im sozialen Ganzen richtig vorbereitet werden sollen, und sie kann in der Hauptsache nur durch eine Selbstgruppierung zur Ausführung von Aufgaben erreicht werden, die über die Kräfte des Einzelnen hinausgehen.

Dass der Lehrer in der Schule bei einer starren Auffassung von Disziplin und ohne Selbstgruppierung der Schüler nicht sehen kann, was er wirklich für ihre künftige soziale Stellung im Leben erreicht, ist leicht verständlich. Da unsere Schulen früher in erster Linie die Kinder der besitzenden Klassen heranzubilden hatten, sind sie heute noch zu wenig auf ihre Aufgabe als wirkliche Volksschulen eingestellt, die die Kinder für das unendlich mannigfaltige Leben der modernen Zeit vorbilden sollen.¹⁾ Das, was für die Stellung des Einzelnen zur Gesellschaft massgebend ist, ist zudem nicht bloss sein Beruf, sondern die Art, wie er sich zu den andern stellt, ob er zu gehorchen und zu führen versteht. Es zeigt sich also erst, wenn die Kinder die Schule verlassen haben, ob sie dieser Aufgabe gewachsen sind. Die Hoffnung des Lehrers, dass es der Fall sei, wird sich nur zu oft als trügerisch erweisen. Spezialschulen können nachher sehr bald sehen, ob ihre Zöglinge ihren Erwartungen entsprechen, die Volksschule nicht. Sie darf sich auch nicht dabei beruhigen, dass im Handarbeitsunterricht ein sicheres Urteil über den Erfolg zu gewinnen sei und dass Interessen, die jenem „verwandt“ seien, sich vermutlich auch weiter geltend machen würden. Was für Interessen sind mit der Handarbeit genügend „verwandt“? Und ist nicht überhaupt das Interesse des Schülers häufig viel zu sehr ein Begriff, der dem Lehrer durch seine Brille gesehen als solches vorkommt, aber in Wirklichkeit ein Interesse ist, das der Lehrer hat, und nicht der Schüler? Kann man überhaupt beim Schüler von Interessen sprechen, soweit es sich nicht um solche

¹⁾ Damit hängt wohl wenigstens teilweise die so oft gehörte Klage zusammen, dass die Schule dem Einzelnen zu wenig Freiheit lasse. Wenn anderseits, wie Scott sagt, besonders in Amerika auch Klagen laut werden, dass man vielmehr durch die moderne Schule anstatt zur Freiheit zur Zügellosigkeit gelange, so ist das noch kein Beweis gegen die Richtigkeit der ersten Klage. Je weniger die Individualität in der Schule zur Berücksichtigung gelangt, desto grösser ist die Gefahr, dass der Einzelne sich nachher gewaltsam freie Bahn schafft und über die Stränge schlägt.

handelt, die er tatsächlich mit seinen Kameraden teilt und in denen einer den andern beeinflusst?

Aus der Stellung des Lehrers folgt von selber, dass er die Richtung angibt, in der sich die Antworten und überhaupt die Arbeit des Schülers zu bewegen haben.¹⁾ Der Lehrer hat auch darauf zu sehen, dass diese Antworten und die ganze Arbeit des Schülers dessen eigenem Denken entsprungen sind und nicht der gefälligen Hilfe eines Kameraden.

Im Leben der Erwachsenen vereinigen sich die Individuen zu Gruppen in der Kirche, im Beruf usw. Der Einzelne weiss, dass er nur durch Eingliederung in solche Gruppen seinen eigenen Interessen dient. Das ist nun bis zu einem gewissen Grade auch schon in der Schule möglich. Die Schüler können nicht bloss zur Einsicht gelangen, dass der Zwang der Schule da sein muss, um sie für die spätere Freiheit heranreifen zu lassen. Sie können auch schon verstehen, dass eine Vorbereitung auf diese Freiheit des Erwachsenen, der nur in der Gesellschaft und durch sie lebensfähig ist, darin liegt, dass sie sich mit andern zusammenschliessen und damit in den Stand setzen, Aufgaben zu bewältigen, die über ihre eigenen Kräfte hinausgehen. Dass das für den Spielplatz anerkannt wird, weiss jeder. Es gilt aber auch für die Schularbeit. Nur so kann sich schon beim Schüler ein Gefühl der Verantwortlichkeit bilden. Zu behaupten, dass er eine solche dem Lehrer gegenüber empfinde, ist lächerlich. Er weiss, dass dieser die Sache kann und nicht durch ihn gefördert wird. Ein wirkliches Verantwortlichkeitsgefühl im sozialen Sinne des Wortes bildet sich bei ihm erst, wenn er fühlt, dass sein Tun und Lassen für seine Kameraden von Bedeutung ist.

Eine Feststellung, ob die Schule wirklich ihr Ziel erreicht, ist für den Lehrer auch als Angehörigen seines Standes von grösster Bedeutung. Nur zu leicht gibt er sich damit zufrieden, dass seine Schüler sich über ein gewisses Mass von Kenntnissen auszuweisen vermögen. Je mehr er die sozialen Ideale erfasst, für die er zu arbeiten hat, und je mehr er zu einem sicheren Urteil darüber gelangt, wie weit er seine Schüler für diese zu gewinnen weiss, desto tatkräftiger arbeitet er auch an der Hebung seines Standes mit.²⁾

¹⁾ Das ist bekanntlich einer der Punkte, in denen Gaudig einsetzt und bei allen, die seine Bücher aufmerksam gelesen oder gar das Glück gehabt haben, Stunden von ihm beizuhören, gewiss nicht ohne Erfolg.

²⁾ Dieser Gesichtspunkt wird von Scott umso stärker betont, weil die Stellung des Lehrers in Amerika schlecht ist und seine Besoldung viel zu niedrig. Zudem liegt beim Inspektionssystem, das drüben herrscht, die Gefahr nahe, dass der Lehrer ausschliesslich darauf abstellt, ob er den Inspektor befriedigt (v. Wyss, Amerikanisches Schulleben, S. 16 ff.).

Es gilt also, einen Massstab zu gewinnen, den man schon während der Schulzeit selber anlegen kann. Es gilt, die Schüler in der Schule selber zu sozialem Denken und Wirken heranzubilden. Wie ist das möglich?

Bevor der Verfasser auf die Beobachtungen eintritt, die Lehrer an amerikanischen Schulen gemacht haben, bespricht er zwei Anstalten, die nicht Schulen im engern Sinne des Wortes sind, die aber in besonders interessanter Weise ihren Zöglingen ein nicht unbedeutendes Mass von Verantwortung überbinden. Sie stehen unter sich im Gegensatz, indem man bei der einen mehr an eine monarchische, bei der andern an eine demokratische Denkweise erinnert wird.

Dass jede Übertragung von Verantwortlichkeit auf den Schüler von diesem als eine Auszeichnung empfunden wird, ist selbstverständlich. Nur ein Höherstehender ist ja in der Lage, eine Verantwortlichkeit zu übertragen, und der Mensch empfindet nun einmal unwillkürlich Neigung und Bewunderung mehr für den Höher- als für den Tieferstehenden und fühlt sich daher beglückt, wenn ein Höherstehender ihn auszeichnet. Um so notwendiger ist es, dass solche Auszeichnungen nur denjenigen verliehen werden, die sie wirklich verdienen und dass im Urteil darüber der Lehrer und die Mitschüler nicht auseinandergehen.

In Abbotsholme (England) — das ist die eine der beiden Anstalten — ist von Dr. Reddie in seinem Internat, das für Knaben aus wohlhabenden Familien bestimmt ist, ein Staat im Kleinen geschaffen worden. Die Vorschriften, die das Institutsleben regeln, werden vom Leiter in Verbindung mit den Schülern aufgestellt, und die Gründe, die für sie sprechen, werden eingehend mitgeteilt.¹⁾ Im ganzen Anstaltsleben sind alle Kompetenzen soweit irgend möglich Schülern übertragen, und Dr. Reddie steht mehr im Hintergrund und geniesst eine um so grösse Verehrung, weil er so wenig direkt einzugreifen braucht. Besonders schön ist auch, wie es den Schülern in Fleisch und Blut übergeht, dass manche Dinge, die an sich durchaus erlaubt sind, von ihnen gemieden werden müssen, weil sie noch zu jung sind dafür. So unterlassen tatsächlich alle Schüler das Rauchen völlig; auch wenn sie wissen, dass es niemand sieht. Dabei steckt Dr. Reddie selber ruhig in ihrer Gegenwart seine Pfeife an. Gerade für die Angehörigen oberer Stände ist es besonders wichtig, dass sie schon in der Jugend lernen, sich für andere verantwortlich zu fühlen und ihre Stellung nicht zu missbrauchen. Das gilt selbstverständlich in demokratischen Staaten so gut wie in monarchischen. Führen und gehorchen können sind dort so notwendig wie hier.

Ein Organismus ganz anderer Art ist die George Junior Republic in Freeville (N. Y.). Es ist dies eine Arbeitskolonie für Jugendliche vom 12. Jahr an. Das Charakteristische an ihr ist, dass die Zöglinge Essen und

¹⁾ Scott gibt die Ausführungen über den Wert des Badens und die Art, wie es von einem Schwimmkomitee geregelt wird, ferner die über das Heuen und das Fest, zu dem sich die Einbringung des letzten Fuders gestaltet, im Wortlaut wieder.

Logis selber durch ihre Arbeit verdienen und mit einem nur in der Anstalt gültigen Gelde bezahlen müssen, in dem die Löhne ausgerichtet werden. Wer genug verdient, kann sich für 25 Cents ein Zimmer im Hotel Waldorf¹⁾ gestatten, und Mahlzeiten sind zum Preise von 10—25 Cents zu haben (50 Cts. bis Fr. 1.25). Die Insassen der Kolonie stammen sämtlich aus mehr oder weniger bösen Verhältnissen, und viele sind schon gerichtlich bestraft worden. Fast alle aber verlassen die Anstalt als brauchbare Menschen, die sich fortan auf ehrliche Weise durch die Welt bringen. Auch hier sind die Vorschriften zum guten Teil unter Mitsprache der jungen Leute selber aufgestellt worden. Die „Verfassung“ ist direkt nach dem Muster derjenigen der Vereinigten Staaten gehalten und sieht einen Senat und ein Repräsentantenhaus vor. „Präsident der Republik“ war früher Herr George selber, jetzt ist es ein Zögling. Es gibt Richter und Polizisten — wiederum Zöglinge — und ein Gefängnis. Dabei kann die Kolonie im Winter nur 27 Knaben und 17 Mädchen aufnehmen, im Sommer dagegen, wo neben den wenigen einfachen Gebäuden auch Zelte zum Schlafen zur Verfügung stehen, etwa 250. Jedem einzelnen wird seine Arbeit vom Direktor zugewiesen. Da alles, z. B. auch ein Restaurant, durch Zöglinge betrieben wird, können diese, wo das Bedürfnis vorliegt, jüngere in Dienst nehmen und selber bezahlen. Wer nicht arbeiten will, wird gebüsst und zur Arbeit gezwungen. Im Winter oder, wenn sonst nicht viel Arbeit da ist, werden ältere Knaben als Lehrer bestimmt. Sie geben den andern Aufgaben, und, wer sie gut löst, erhält eine Belohnung in Geld. Persönliche Einwirkung auf die Zöglinge wird wiederum dem Direktor und seiner Frau in um so weitergehendem Masse ermöglicht, weil sie verhältnismässig wenig selber einzuschreiten oder gar zu strafen brauchen.

Gewiss ist, wie Scott nachdrücklich²⁾ betont, manches in diesen Einrichtungen Spielerei, aber auf Amerikaner und speziell auf Kinder aus solchen Verhältnissen übt die Verantwortlichkeit, die in diesen „Ämtern“ liegt, doch eine hoch einzuschätzende erzieherische Wirkung aus. Sie werden mit einem viel stärkeren Ruck aus ihrem bisherigen verwahrlosten, ja verbrecherischen Denken und Empfinden herausgehoben und in die neuen Verhältnisse verpflanzt, als wenn das mit weniger drastischen Mitteln geschehen würde. Das kommt dem Nichtamerikaner, der nicht anders als mit Bewunderung feststellt, wie geschickt und wirkungsvoll drüben die jungen Leute zu Amerikanern erzogen werden, vielleicht noch stärker zum Bewusstsein, als dem Verfasser des Buches. Übrigens ist die Selbstregierung³⁾ in Amerika auch in den Schulen überall durchgeführt, ohne dass sie im Einzelnen immer sehr viel weiter zu gehen brauchte als bei uns.⁴⁾

Scott konnte auch eine wirkliche Schule beobachten, deren Streben nach sozialer Erziehung durch weitgehende theoretische Erwägungen bestimmt worden ist und die nach der Ansicht ihrer Freunde dem Ziel wirklich nahe gekommen ist.

¹⁾ Der Name ist scherhaft nach dem eines der ersten Hotels von New York gewählt.

²⁾ Es geschieht dies mit einer Ausführlichkeit, wie sie dem Europäer in wissenschaftlichen amerikanischen Büchern oft fast peinlich auffällt. Solche Weitschweifigkeit erklärt sich daraus, dass der Verfasser mit Recht unter seinen Lesern viele Autodidakten voraussetzt und dass — in vielen Fällen — er selbst ein solcher ist.

³⁾ Mit Recht weist Scott darauf hin, dass der Name Selbstregierung vielfach auch fälschlich in Fällen angewendet wird, in denen es sich vielmehr um Selbstkontrolle oder um Selbstregierung von Gruppen innerhalb eines Ganzen handelt.

) v. Wyss, Amerikanisches Schulleben, S. 43 f.

Die Dewey-Schule, für die ein bekannter Professor der Philosophie, welcher diesen Namen trägt, die Grundlage schuf, geht davon aus, dass die Schule Leben und nicht Vorbereitung für das Leben sein solle, und dass für das Leben die Handarbeit die Grundlage bildet. Es soll daher in der Schule die manuelle Betätigung nicht eine Ergänzung zur geistigen bilden, sondern die geistige sich an die manuelle anschliessen, und die formalen Studien (Lesen, Schreiben, Rechnen) sollen ihren Stoff sozusagen ausschliesslich aus den Arbeiten beziehen, die in Holz oder Metall, im Kochen, Nähen usw. ausgeführt werden, die Realien ebenfalls möglichst an diese anknüpfen. So, meint Dewey, könne auch eine gewisse Einheitlichkeit des kindlichen Denkens in Schule und Haus erzielt werden. Selbstverständliche Voraussetzung für das Einüben der manuellen Betätigung ist die Bildung kleiner Gruppen. Eine spontane Beteiligung der Kinder, glaubt er, müsse sich so von selber ergeben, und es sei nur recht, wenn die Kinder, mit Ausserungen von Beifall oder Abneigung nicht zurückhielten, je nachdem die ihnen zugewiesenen Arbeiten ihnen zusagten oder nicht. Nur so lasse sich ein Urteil darüber bilden, ob der Versuch sich bewähre.¹⁾ Auch Scott wendet sich mit aller Bestimmtheit dagegen, dass Dewey die manuelle Betätigung fast allein betreiben lässt. So richtig es ist, dass für den primitiven Menschen solche Betätigungen die Grundlage seines Lebens bilden, so wenig trifft das für den modernen zu. Zudem ist auch nach der Richtung eine soziale Erziehung nicht erreicht, weil das Kind in der Ausführung zu sehr von der Hilfe des Lehrers abhängt. Nur wenn Erfolg und Misserfolg gänzlich auf das Kind zurückfallen, fühlt es wirklich eine freie und schöpferische Verantwortlichkeit. Auch der beste Arbeitsplan, wenn er vom Lehrer ausgeht, gibt ein Werkzeug für ihn ab, aber nicht eines für die Kinder.

So sehr also Dewey mit Recht das tadeln, was an der heutigen Schule einer sozialen Erziehung im Wege steht: die Trennung der Kinder von einander, damit dass das eine das andere überbieten, aber nicht unterstützen soll, und den negativen Charakter der Disziplin, während doch ein Gedankenaustausch über Erfolge und Misserfolge der vorangegangenen Versuche den Hauptgegenstand des Unterrichts

¹⁾ Das Ganze ist echt amerikanisch. Scott ficht den Grundsatz, dass die Schule Leben und nicht Vorbereitung für das Leben sei, nicht an sich an. Jedenfalls deswegen nicht, weil der Amerikaner das Kind in ganz anderem Masse als wir als Persönlichkeit ansieht, mit der der Erwachsene auf dem Fusse von gleich zu gleich verkehrt (Amerikanisches Schulleben, S. 9 f.). Er erklärt auch ausdrücklich, dass er trotz der den Kindern zugestandenen Freiheit in der Kritik bei seinen Besuchen in der Schule keinerlei Unordnung gefunden habe.

bilden sollte, so kann die Lösung des Problems nicht da liegen, wo Dewey sie sucht.

Es ist auch ein Irrtum, etwa zu meinen, der Organismus der Gesellschaft und ein biologischer Organismus, wie wir ihn im Leben der Natur auf Schritt und Tritt treffen, seien ohne weiteres mit einander zu vergleichen. Im Körper eines Tieres oder in einer Pflanze ist der Organismus etwas Bleibendes, und auch in der Vererbung der Funktionen erfolgt kein Wechsel. Ganz anders beim sozialen Organismus. Hier wechseln die Individuen, aus denen er sich zusammensetzt, fortwährend.¹⁾ Das macht ja gerade das Wesen und die Grösse der Demokratie aus, dass sie Gleichheit der Bedingungen für alle schafft oder wenigstens schaffen möchte. So muss denn bei den Individuen eine starke Anpassungs- und Wandlungsfähigkeit angestrebt werden. Die Umgebung, in der sich der Einzelne befindet, ist tatsächlich für ihn von grosser Bedeutung. Wenn wir also Kinder für die Demokratie erziehen wollen, so sind die Natur der Gruppen, in denen sie arbeiten, deren wechselnde Zusammensetzung und Entwicklung und die Einwirkung davon auf den Einzelnen höchst wichtige Elemente im Erziehungsprozess.

So ist denn auch das Verhältnis des Lehrers zur Klasse von der grössten Bedeutung. Er möchte ihr Leiter sein; sie ihrerseits ist zunächst ein reines Konglomerat, aus dem sich aber mit oder ohne Hilfe des Lehrers eine Organisation bilden wird. Immer werden sich für diese auch Führer finden, und sobald ein solcher da ist und die Führung nicht von selber dem Lehrer zugefallen ist, so sieht er sich, wenn er mit einem Gliede der Organisation in Konflikt kommt, nicht mehr diesem allein gegenüber, sondern der Organisation. Oft bilden sich auch weitere Gruppen. Nur zu leicht entsteht ein Gegensatz zum Lehrer.

Solche Gegensätze, meint Scott, dürften in wenigstens der Hälfte der obren Klassen amerikanischer Volksschulen tatsächlich vorhanden sein.²⁾ Der Klasse sich als Führer aufdrängen soll der Lehrer nicht. Richtiger ist, er sieht zunächst zu. Wird er es nachher von selber, um so besser. Unterdessen hat er sehen können, wer vorläufig Führer war und sich dazu eignet oder auch nicht. Bis zum Überdruss kann

¹⁾ Das gilt für Amerika noch ganz besonders, wo die Bedingungen für Veränderung ausserordentlich günstig sind und der Zeitungsjunge einmal Präsident der Vereinigten Staaten werden kann, anderseits mancher Reiche wieder Alles verliert.

²⁾ Und bei uns? Unsere Kinder sind lange nicht so selbständige wie die amerikanischen und haben im allgemeinen auch weniger Initiative. Aber es dürfen trotzdem die Fälle von widerstrebenen Unterströmungen, die dem Lehrer bekannt und von solchen, die ihm nicht bekannt sind, nur zu zahlreich sein.

man hören, dass, wer später führen will, zuerst lernen soll zu gehorchen. Wer aber der modernen Gesellschaft wirklich dienen und in geistigem Sinne und in der Wahrheit ihre Interessen vertreten will, muss auch an seinem Orte und in seinem kleinen Kreise die andern zu leiten verstehen. Wenn wir mehr Einsicht gewinnen in das, was ein Führer sein wirklich heisst, werden wir auch mehr wirkliche Leiter heranbilden und mehr Leute, die diese auszulesen verstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Pflichten gegenüber der heranwachsenden Jugend.

Von Pfr. G. Bosshard, Zürich.

Wenn es schon wahr ist, dass die zahlreichen Institutionen für Jugendfürsorge ein Beweis dafür sind, dass mancherlei bei uns nicht in Ordnung ist, so ist es noch viel selbstverständlicher, dass die Tatsache einer notwendigen Jugendpflege und einer berechtigten Jugendbewegung eine Anklage gegen unsere gegenwärtige Gesellschaft enthält. Es muss etwas nicht in Ordnung sein, dass von irgendwie organisierten Stellen aus Fürsorge für die Kinder und Pflege der heranwachsenden Jugendlichen ausgeübt werden muss. Es fehlt bei uns an der Familie. Es fällt mir nicht ein, jetzt nach irgendeiner Seite deshalb einen Vorwurf machen zu wollen, sondern es liegt mir nur daran, von vornherein deutlich zu sagen, dass ich alle diese Sachen, über die ich zu sprechen habe, nicht als etwas Schönes und Ideales ansehe, sondern sie betrachte als leider notwendige Ersatzmittel für etwas, das eigentlich natur- und gottgewollt wäre, aber leider infolge der herrschenden Verhältnisse nicht so vorhanden ist, wie es sein sollte und könnte: die Familie.

Das Köstlichste, was unser Volk hat, ist seine Jugend. Unser Staat darf sich mit seinen Einrichtungen, die er für die Erziehung und Ausbildung der Jugend geschaffen hat, sehen lassen. Es wird immer mehr auch durch die Gesetzgebung und die allgemeine Anschauung als Aufgabe des Staates angesehen, sich der Schwachen und Fürsorgebedürftigen anzunehmen und Kinderfürsorge und Kinderschutz zu treiben. Diese Aufgaben werden, wenn sie in der gleichen Weise wachsen, wie bis anhin, so gross werden, dass sie die finanziellen und andern Kräfte des Staates und der Gemeinden vollständig aufbrauchen werden. Wir scheinen auf dem Wege zu sein, ein Volk zu werden, in dem der Staat immer mehr der Familie alle Aufgaben abnimmt oder abnehmen muss gegenüber dem heranwachsenden Geschlecht und dabei selber immer korrupter wird und zugrunde geht.

Als neue Aufgabe zeigt sich in den letzten Jahren immer deutlicher die Arbeit an den jugendlichen Burschen und Mädchen im Alter von 15 bis 20 Jahren. Alles, was Schule, Kirche und andere Or-